

Die Macht der Gewaltlosigkeit. Über das Ethische im Politischen

Suhrkamp, Berlin 2020.
251 Seiten, € 28,00

Die Diskussion um Gewaltlosigkeit wird meist zu einer Grundsatzdebatte zwischen Realisten und Idealisten stilisiert. Die einen glauben, wie Thomas Hobbes, dass die Natur des Menschen ungezügelt zum Krieg aller gegen alle führt und sich nur durch institutionalisierte Gewalt bändigen lässt. Die anderen erklären, wie Jean-Jacques Rousseau, die Bedingungen der Vergesellschaftung zur Ursache alles Bösen. Judith Butler zeigt überzeugend, dass diese Art der Debatte an der Ursache des Problems vorbeiführt.

Da sich sowohl für Gewaltlosigkeit wie für den Einsatz von Gewalt Argumente vorbringen lassen, so Butler, ist es für die öffentliche Diskussion wichtig, was als Gewalt beziehungsweise Gewaltlosigkeit zu gelten hat: Während die einen nur „den versetzten ‚Schlag‘ als entscheidendes physisches Moment des Gewaltakts verstehen“, erachten andere ebenso sprachliche Äußerungen sowie wirtschaftliche und rechtliche Strukturen für auf den Körper einwirkende Akte der Gewalt. Butler verweist mit Recht darauf, dass Gewalt nicht isoliert betrachtet werden kann, sondern immer im Rahmen von Beziehungsgefügen diskutiert werden muss. Menschliches Miteinander sei immer in Formen wechselseitiger Abhängigkeiten eingebettet. Gesellschaft entsteht Butler zufolge gerade nicht dadurch, dass das Begehren egoistischer Subjekte, die, erfüllt von Eigenliebe und „ohne Bedürfnis nach anderen“, durch einen Staat mit Gewaltmonopol eingehegt werden muss. Die als Gendertheoretikerin bekannte Autorin hebt mit ihrem Buch die Diskussion um Gewalt und Gewaltlosigkeit weit über das Niveau fantasiierter Naturzustände. Sie fragt vielmehr, wer oder was das „Selbst“ im Wort Selbstverteidigung ist, beziehungsweise wie weit das reicht, was gewaltsam verteidigt werden darf. Keiner komme als Erwachsener auf die Welt und kaum einer könne sich autark ernähren. Auch bilden bei Theorien zu Naturzuständen stets Männer den Anfang, so als wären diese nie Kinder gewesen, merkt Butler kritisch an. Weil so gut wie jeder zur Selbsterhaltung auf andere angewiesen ist, entgrenzt Butler sozusagen den biologischen Körper. Nicht mehr allein dieser ist Quelle von Freude, Verletzlichkeit, Empfindlichkeit etc., sondern die Beziehungen, in denen wir mit unserem Körper stehen. Solchermaßen entstehen soziale Körper, deren jeweilige Individualität in

den Egos. Entsprechend versteht sie Verletzlichkeit auch nicht als subjektiven Zustand, sondern als Merkmal eines geteilten Lebens. Nicht unser Körper definiere unsere Subjektivität, sondern die Beziehungen, die dieser eingehe. Ganz gleich „für welche Ethik wir uns am Ende entscheiden“, so Butler, es genügt nicht, „zwischen dem Selbsterhalt und dem Erhalt des anderen zu unterscheiden“, denn Leben sind immer schon wechselseitig aufeinander verwiesen.

Butler entwirft unter Bezug auf die Theorien der Psychoanalytiker Sigmund Freud, Frantz Fanon und vor allem denen von Melanie Klein die Grundzüge einer Theorie der Subjektivität als Form der sozialen Bindung: „Wenn wir das Leben des anderen zu bewahren suchen, dann nicht nur, weil das in unserem eigenen Interesse liegt oder weil wir uns davon mehr erhoffen, sondern vielmehr, weil uns immer schon ein soziales Band miteinander verknüpft, das beider Leben vorhergeht und beider Leben erst ermöglicht. Mein Leben lässt sich nicht ganz von dem des anderen trennen.“ Entsprechend fordert Butler eine soziale Praxis radikaler Gleichheit, in der alle Leben – die von Frauen, Männern, Weißen, Farbigen, Schwulen, Lesben, Transsexuellen... – gleich betrauerbar sind: „Betrauerbar sein heißt angesprochen sein auf eine Weise, die mich wissen lässt, dass mein Leben zählt, dass sein Verlust nicht bedeutungslos ist.“

Dabei ist Butler keineswegs weltfremde Theoretikerin, wie oft fälschlich behauptet wird. Soziale Bindungen sind in ihren Augen immer ambivalent, „Konflikte potenziell immer möglich und nie ein für alle Mal zu überwinden“.

Wer Bücher der profilierten Gendertheoretikerin bisher mied, weil diese mitunter auch aufgrund schlechter Übersetzungen als schwer verständlich gelten, wird spätestens hier eines Besseren belehrt. Judith Butler ist eine wunderbar didaktische Zusammenstellung zum Teil bereits andernorts publizierter Texte gelungen, die sich am Beispiel der Frage nach der Gewalt streckenweise auch als Einführung in die Grundlagen ihres Denkens lesen lässt.

Siegfried Reusch

BARBARA BLEISCH | ANDREA BÜCHLER

KINDER WOLLEN

ÜBER AUTONOMIE
UND VERANTWORTUNG



Barbara Bleisch, Andrea Büchler

Kinder wollen. Über Autonomie und Verantwortung

Hanser, München 2020.
224 Seiten, € 22,00

„Kinder wollen“ – ja oder nein? Eine Lebensentscheidung. Jedoch lassen es der Schmerz eines unerfüllten Kinderwunschs, die Überraschung oder der Schrecken einer ungeplanten Schwangerschaft nur allzu intensiv erfahrbar werden, dass diese Entscheidung nicht allein in unserer Hand liegt.

Die Natur, das Schicksal oder welchen Namen auch immer wir derjenigen Instanz geben, die uns der Illusion von vollständiger Kontrolle über unsere eigene Lebensgestaltung beraubt, erhält in der modernen Reproduktionsmedizin eine machtvolle Gegenspielerin. Methoden wie In-vitro-Fertilisation („künstliche“ Befruchtung), Samen- oder Eizellenspende etc. eröffnen eine enorme Entscheidungsfreiheit, fordern aber auch Verantwortung und werfen damit eine ethische Grundsatzfrage auf: Dürfen wir alles, was wir können?

Eben dieser komplexen wie aktuellen Frage stellen sich die Philosophin Barbara Bleisch und die Rechtswissenschaftlerin Andrea Büchler. Ihr Ziel ist es dabei nicht, auf die Frage nach der Legitimität medizinisch-technischer Eingriffe in die menschliche Fortpflanzung eine letztgültige und umfassende Antwort zu geben. Stattdessen präsentieren sie eine Vielzahl von Antwortmöglichkeiten und beleuchten diese kontroverse Thematik aus verschiedenen Blickwinkeln, etwa aus ethischen, juristischen und soziologischen Perspektiven. *Kinder wollen* kann daher nicht als Ratgeber gelesen werden, sondern als eine Einladung, unterschied-

liche Argumentationswege nachzugehen und zu verstehen.

Das Buch gliedert sich in fünf Essays, die einer jeweils übergeordneten Leitfrage gewidmet sind. *Erstens* stellen die Autorinnen die generelle Frage nach dem Grund eines Kinderwunschs: Woher kommt die Sehnsucht nach einem eigenen Kind, der Wunsch, einen werdenden Menschen zu „erschaffen“? Ist es vertretbar, diesen Wunsch mit Hilfe fortpflanzungsmedizinischer Methoden zu realisieren, wenn er sich auf natürlichem Weg nicht verwirklichen lässt? *Zweitens* wird die Frage nach dem „richtigen“ Lebensalter für einen Kinderwunsch diskutiert: Ist die inflationär gebrauchte Phrase der „tickenden biologischen Uhr“ heute noch haltbar? Muss die von der Natur für die Fortpflanzung gegebene Lebensphase akzeptiert werden oder ist es legitim, ihre Grenzen etwa durch die Technologie des Einfrierens von Eizellen nach hinten zu verschieben? *Drittens* kommt die Thematik des Schwangerschaftsabbruchs zur Sprache: Rechtfertigen Umstände wie eine schwere Erkrankung des ungeborenen Kindes die Unterbrechung einer Schwangerschaft? Bedarf sie überhaupt einer Rechtfertigung? *Viertens* wird der Wunsch nach einem bestimmten Kind thematisiert; dabei geht es um den Wunsch nach einem gesunden Kind ebenso wie um den Wunsch nach einem Kind mit spezifischem Aussehen oder biologischem Geschlecht: Ist es vertretbar, aus diesem Wunsch heraus medizinische Maßnahmen zu ergreifen, eventuell sogar das Erbgut eines Embryos zu modifizieren? *Fünftens* erörtern die Verfasserinnen Möglichkeiten, einen fremden Kinderwunsch zu realisieren: Wie sind Methoden der Leihmutterchaft, der Eizellen- oder Samenspende zu bewerten? Wer ist befugt, darüber zu entscheiden?

Büchler und Bleisch gelingt es durch ihren interdisziplinären Zugang und ihre fachliche Expertise, die kontroverse Diskussion um das „Kinder Wollen“ in differenzierter Weise zu spiegeln. Zugleich nehmen sie auch die tiefgehend emotionale und intime Dimension des Kinderwunschs in äußerster Sensibilität wahr und geben unausgesprochenen, oft tabuisierten Gedanken mutig eine Stimme. Trotz der Komplexität ihres Themas zeichnet sich das Buch durch eine übersichtliche Struktur sowie eine klare Sprache aus. Ohne belehrend erhobenen Zeigefinger informiert es in sachlichem Ton und bietet vielfältige Impulse zum eigenständigen Nach- und Weiterdenken.

Rebecca Wolfs

Kai Gregor (Hrsg.)

Philosophie der Zukunft – Zukunft der Philosophie.

Zu den Perspektiven der Philosophie als Grundlagenwissenschaft

Verlag Karl Alber, Freiburg 2019.
378 Seiten, € 39,00

„Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie einmal war“, soll Yogi Berra geklauert haben. Das gilt sowohl für die Erwartungshaltung vieler Menschen als auch für die Philosophie – und zwar gleich in mehreren Hinsichten.

Einerseits hat sich die Philosophie längst in Teilbereichen selbst abgeschafft, weil in immer mehr Einzelwissenschaften verwandelt – was auch eine Erfolgsgeschichte ist. Andererseits hat sie an Einfluss und Ansehen verloren – was teilweise selbstverschuldet ist. Außerdem bekommt sie zunehmend Konkurrenz von den Künsten und den Naturwissenschaften und in theokratischen Ländern noch immer von der Religion. Schließlich stellt sich die Frage, was Philosophie im Besonderen (noch) ist, leisten kann und bewirken will. Antworten darauf mag sich der Käufer des Buchs mit dem durchaus bombastischen Doppeltitel erhoffen, zumindest aber kluge Reflexionen. Leider wird nicht jeder beglückt sein von den schön gebundenen Darbietungen.

Auch wenn die Zukunft eher Thema der Science Fiction, der umstrittenen Prognosewissenschaften, der meist hilflos-inkompetenten Politik und der alltäglichen Sorgen ist, kann sie Philosophen, denen es ums Ganze geht, nicht gleichgültig sein. Und weil Philosophie sich – oft konstruktiv, zuweilen in unproduktiver Nabelschau – mit sich selbst beschäftigt, ist ihre eigene Zukunft zugleich ein Thema ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Der Band zu dieser doppelten Zukunftsaussicht ist anlässlich einer Tagung an der Technischen Universität Berlin von 2008 entstanden, allerdings erst jetzt erschienen. Der Herausgeber Kai Gregor – ein Berliner Philosoph, Aktionskünstler und Zen-Mönch – verspricht im Vorwort einige „begründete Spekulationen“, „wagemutige Denkwege“ und „unerhörte Optionen“. In seiner ausführlichen Einleitung konstatiert er ein „Unbehagen ... angesichts der zusehends sich steigernden Rationalisierung, Komplexität und Beschleunigung der Welt“ sowie eine „allgemeine Grundlagenkrise des Wissens“, für die er vor allem die „Trennung von Herz und Verstand, Gefühl und Denken, Welt und Subjektivität“ verantwortlich macht. Doch das alles ist so wenig neu wie präzise analysiert – und allenfalls ein peripheres Thema in den folgenden elf Buchbeiträgen. Sein Lö-

sungsvorschlag erinnert eher an die esoterische Selbsthilfeliteratur: Der Mensch „muss nicht denken. Er kann auch versuchen, durch meditative Praktiken und heilige Rituale wenigstens zeitweise hinter den Saum seiner endlichen Intelligenz unmittelbar ins Antlitz Gottes zu blicken“. Gregor verkündet sogar, dass allein ein „ichloser Zustand ... aus den Komplexitätsfallen der Moderne führen kann“ und dass dann die „Geburt eines neuen Seins, oder die Wiedergeburt Gottes“ erfolge.

So spiritistisch äußern sich die anderen Autoren nicht. Aber allen gemeinsam ist doch, wogegen und wofür sie sind: gegen Reduktionismus, Naturalismus, Rationalismus, Skeptizismus, Fallibilismus und übertriebene Aufklärung, die letztlich an der „Verlust- und Verfallsgeschichte der europäischen Kultur“ sowie der „Pathologie der Moderne“ schuldig seien; auch gegen die Analytische Philosophie und Philosophen wie Demokrit und Hans Albert. Und für Dialektik, den Idealismus in seinen ganz verschiedenen (und unvereinbaren) Ausprägungen, fundamentalistische Letztbegründungsversuche, Religionen und Philosophen wie Kant, Hegel und besonders Fichte (stellenweise auch Heidegger oder Cassirer).

Tatsächlich votieren die meisten Autoren für eine Wiederbelebung und Erneuerung der Transzendentalphilosophie. Wer sich in diesem philosophischen Koordinatensystem zuhause fühlt, kann in diesem Buch einige Anregungen finden. Doch Obacht: Einige Beiträge sind schwer verständlich. Und manche sind geradezu eine Zumutung – schon formal: So schafft es der Theologe Matthias Scherbaum auf 44 Seiten tatsächlich, 58 Fußnoten unterzubringen, die sich teils über mehr als eine Seite ziehen – sechs Seiten haben sogar nur drei Zeilen Haupttext. Umso absolutistischer ist sein Vorhaben: „Letztbegründung kann nur der erklärte Gegenstand von systematischer Philosophie sein.“

Es ist wahr und oft gesagt worden, dass eine Gestaltung der Zukunft ohne ein Verständnis der Vergangenheit schwerlich gelingen kann; doch genauso gilt, dass eine Versenkung in die Vergangenheit den Horizont für die Zukunft verschließt. Für die Philosophie, die mehr als (durchaus berechtigte!) Philosophie-Geschichte sein will, lauert hier nicht nur eine Stolperfalle – zwei Jahrtausende Intelligenz und Kreativität drohen versteinert oder diskreditiert zu werden.

Rüdiger Vaas